

1 Die Bedeutung von Moral und Ethik für den wirtschaftlichen Entwicklungsprozess

(1) Menschliches Verhalten ist komplex. Der Mensch handelt bisweilen irrational, er hat eine Vorliebe für Fairness, lässt sich von Emotionen leiten, imitiert andere, fühlt sich seinen Glaubensvorstellungen verpflichtet, etc. All dies bestreitet die Ökonomik nicht. Sie unterstellt aber, dass der Mensch ein eigennütziges und rationales Wesen sei. Er richte sein Verhalten an Kosten-Nutzen-Kalkulationen aus und suche dabei seinen Nutzen unter Abwägung der ihm möglichen Optionen zu maximieren. In der Fachwissenschaft spricht man vom **Homo Oeconomicus**. Dies ist ein Theoriekonstrukt der Ökonomen,¹ das als (stark vereinfachtes) Modell zum Zwecke der ökonomischen Theoriebildung dient. Es sagt uns nicht, wie der Mensch ist oder gar, wie er sein soll. Es ist kein differenziertes »Menschenbild«, nur ein nützliches Werkzeug, weil mit diesem Modell auf Basis möglichst einfacher Annahmen Aussagen über wirtschaftliche Zusammenhänge formuliert werden können. In dieser Funktion ist das Modell des Homo Oeconomicus durchaus tauglich, ja für viele (nicht alle!) Fragestellungen ein ausgesprochen nützliches Verhaltensmodell.² Es liefert Vorstellungen davon, welche Interaktionen zwischen den Menschen funktionieren können und welche Institutionen auf Dauer tragfähig sind, ihren Zweck erfüllen können und welche nicht.³ Davon wird im weiteren Verlauf unserer Ausführungen noch häufig die Rede sein.

(2) Neuerdings heben auch die **Soziobiologen**, die soziales Verhalten der Lebewesen auf Basis des Darwinismus und der Evolutionsbiologie erklären, die Eigennützigkeit des Einzelnen als Ausgangspunkt ihrer Erklärung von Sozialverhalten hervor.⁴ Sie »stützen« damit die Verhaltensprämisse der Ökonomen. Auch dieser Disziplin sind manche Missverständnisse entgegengebracht worden, es soll dem hier nicht im Detail nachgegangen werden.⁵ Dennoch bedarf es zumindest einer wichtigen Klarstellung. Der »struggle for life« und der »survival of the fittest« wurden häufig als egoistischer Überlebenskampf jedes gegen jeden interpretiert. Der Einzelne agiere blind für die Belange des anderen und verfolge rücksichtslos jederzeit nur seinen unmittelbaren persönlichen Vorteil. Ganz in diesem Sinne hatte zuvor schon der erste einflussreiche neuzeitliche Philosoph **Thomas Hobbes** (1588–1679) den »Naturzustand« beschrieben, in dem ein »Krieg aller gegen alle« stattfindet und der Mensch des Menschen Wolf sei (»homo homini lupus«).⁶ Wir wissen heute, dass diese Auffassung in doppelter Hinsicht problematisch ist. Gruppenbildung und die Gruppe stabilisierendes Verhalten wie Fürsorglichkeit, Rücksichtnahme und Solidarität, ja sogar Sympathie und Liebe, gibt es bei zahlreichen Tierarten, so auch unter Wölfen. Vor allem aber finden sich in allen Formen menschlichen Zusammenlebens von den frühen Wildbeutergemeinschaften bis zu den Gruppenbildungen in der modernen Großgesellschaft gesellige, kooperative

Verhaltensweisen.⁷ Den letzten Aspekt hat der schottische Moralphilosoph *David Hume* (1711–1776) klar erkannt, als er darauf hinwies, dass »etwas vom Wesen der Taube neben den Elementen des Wolfes ... im menschlichen Gemüt verwoben« sei.⁸

(3) Menschen sind mithin aufgrund ihrer genetischen Fixierung **soziale** bzw. **kooperative** Wesen. Sie sind, wie viele andere Lebewesen auch, typische Kleingruppenwesen, wie ihre Entwicklungsgeschichte zeigt.⁹ Das Leben in Gruppen und damit gemeinschaftsbezogenes Verhalten bietet dem Individuum mannigfache Vorteile, z.B. beim Schutz vor Feinden, bei der Nahrungssuche, beim sozialen Lernen etc. Geselligkeit unter artgleichen Individuen fördert bei vielen Tierarten wie auch beim Menschen das Überleben der Spezies. Anders gewendet: Sozialität hat einen reproduktiven Nutzen; kooperatives Verhalten folgt also dem Prinzip **Eigennutz**.¹⁰ Menschen kooperieren, weil es sich für sie auszahlt. Spieltheoretisch formuliert: Sie spielen Positivsummenspiele!

(4) Ist der Eigennutz vermutlich auch allgegenwärtig, so stellt sich doch die Frage, ob der Mensch nicht auch **altruistisch** handelt oder handeln kann. Mit Altruismus ist ein Verhältnis zu einem Mitmenschen gemeint, bei dem dessen Ziele unter Hintanstellung der eigenen Interessen verfolgt werden. Diese Frage wird nicht abschließend zu beantworten sein, zumindest aber sollte sie auch nicht vorschnell bejaht werden.¹¹ Manches vermeintlich altruistische Verhalten kann bei näherem Hinsehen durchaus als eigennützig interpretiert werden. Der großzügige Helfer in einer Notsituation mag sich eine, vielleicht nur indirekte Belohnung für seine Tat versprechen oder einen Ruf als »edler Samariter« anstreben.¹² Und der aufopferungsvolle Gläubige mag zur Kompensation für sein jammervolles Leben im Diesseits auf ein paradiesisches Plätzchen im Jenseits hoffen.¹³ Vermutlich ist aber schon das Gegensatzpaar Egoismus versus Altruismus problematisch, weil eher geeignet, die Sache zu verdunkeln.¹⁴ Bereits *Epikur* (341–270 v. Chr.) wies etwa bei seinen Überlegungen nach dem guten, gelingenden Leben darauf hin, dass Wohlwollen und Freigiebigkeit Quelle der eigenen Freude sein können.¹⁵ Die Grenzen eindeutig ziehen zu wollen, muss misslingen.

(5) Eine weitere Differenzierung erscheint hingegen hilfreicher. Als Ausgangspunkt mag dabei eine von *Hume* erzählte Parabel über zwei Bauern dienen. Der erste sagt: »Dein Korn ist heute reif, das meine morgen. So ist es nützlich für uns beide, dass ich heute bei dir arbeite und du mich morgen unterstützt. Ich empfinde keine Freundschaft für dich und weiß: auch du hast keine für mich. Deshalb nehme ich allein deinetwegen keine Lasten auf mich; und sollte ich mit dir arbeiten um meinetwegen, in Erwartung deiner Gegengabe, dann weiß ich, dass ich enttäuscht werde und dass ich vergeblich auf deine Dankbarkeit hoffe. Deshalb also lasse ich dich jetzt alleine arbeiten; du behandelst mich in der gleichen Weise. Das Wetter wechselt und wir verlieren unsere Ernte in Ermangelung gegenseitigen Vertrauens und wechselseitiger Sicherheiten.«¹⁶ Auch wenn man nun davon ausgeht, dass Akteure grundsätzlich eigennützig handeln, muss man doch die skeptische Botschaft der Parabel *Humes* nicht teilen. Bei

Tieren wie bei Menschen gibt es einen so genannten »**reziproken Altruismus**«. ¹⁷ Mitgefühl, Hilfsbereitschaft oder Barmherzigkeit wird in der Erwartung oder Hoffnung gewährt, dass das solidarische Verhalten bei anderer Gelegenheit entgolten wird. Wenn diese Verhaltensmuster zwar in Verwandtschaftsbeziehungen am ehesten verbreitet sind, sind sie doch generell im Nahbereich, also unter Nachbarn, Freunden, Kollegen etc. zu erwarten. Hilfe bei der Arbeit oder Teilung der Beute heute sichert dem Nachbarn das Überleben oder Wohlergehen, denn es könnte ja sein, dass die Situation beim nächsten Mal gerade umgekehrt ist. Auch hier gilt: »Der wahre Egoist kooperiert.« ¹⁸

(6) An der Parabel *Humes* werden aber zugleich die **Gefährdungen** und **Grenzen** kooperativen Verhaltens deutlich:

- Die Gefährdungen zeigen sich darin, dass »altruistisch« erbrachte Vorleistungen ausgebeutet werden können. Kooperationsverweigerung ist daher jeweils dann eine sinnvolle Verhaltensstrategie, wenn man Gefahr läuft, durch das kurzfristige Eigeninteresse des Partners übervorteilt zu werden. Wechselseitiges Misstrauen verhindert indes nützliche Kooperationen. Damit ist der Weg zum **Konflikt** benannt, der sich notwendigerweise aus dem Wettbewerb von Individuen oder Gruppen mit divergierenden Interessen bei knappen Ressourcen ergibt. Kooperation und Konflikt markieren mithin die Eckpunkte eines stets gegenwärtigen Spannungsverhältnisses im menschlichen Zusammenleben.
- Aber auch auf die **Grenzen** von Kooperationsbereitschaft gilt es hinzuweisen. Der Philosoph *Arthur Schopenhauer* (1788–1860) hat sie in folgendem Gleichnis wunderbar ironisiert: »Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Wintertag recht nahe zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln, welches sie dann wieder voneinander entfernte. Wenn nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammen brachte, wiederholte sich jenes zweite Übel, so dass sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: Keep your distance! Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben noch zu empfangen.« ¹⁹

(7) Physiologische Ausstattungskombination wie Verhaltensdispositionen des Menschen scheinen dennoch günstig zu sein. Allen Gefährdungen und Konflikten zum

Trotz ist der Mensch bei seiner **Verbreitung** bislang außerordentlich **erfolgreich** gewesen.²⁰ Für einen Primaten seiner Größen- und Gewichtsklasse sind die zurzeit lebenden mehr als 6 Milliarden Menschen ebenso ein absoluter Rekord wie die Megastädte, in denen 10 Millionen, ja mitunter 20 Millionen Einwohner auf engstem Raum zusammen leben.²¹ Dies ist in zweierlei Hinsicht erstaunlich:

- Zum einen gibt es Menschen erst seit relativ kurzer Zeit, jedenfalls gemessen an der Erd- und Entwicklungsgeschichte anderer Lebewesen.²² Darauf deuten die Funde von menschlichen Skeletten oder Skeletteilen hin. Würden wir zur Verdeutlichung die Geschichte des Universums in einem Gedankenexperiment auf ein Jahr zusammendrängen, dann würden wir finden, dass menschliches Leben auf unserer Erde vermutlich erst um 22 Uhr am Silvesterabend begonnen hat; und 5 Minuten vor Mitternacht taucht der **Neandertaler** (etwa 100.000 Jahre v. Chr.) auf der Weltenbühne auf.
- Erstaunen macht diese Erfolgsgeschichte des Menschen aber auch deshalb, weil seine Leistungsfähigkeit aus anatomischen und physiologischen Gründen begrenzt ist.²³ Seine Existenz ist aus verschiedenen Gründen prekär.²⁴ Der Anthropologe **Arnold Gehlen** (1904–1976) hat daher den Menschen als »**organisches Mängelwesen**« beschrieben. Ihm fehlen natürliche Waffen; er hat keine Angriffs-, Schutz- oder Fluchtorgane. Ihm fehlen ein Haarkleid und damit der natürliche Witterungsschutz. Aufgrund seiner langen Säuglings- und Kinderzeit ist er lange schutzbedürftig und wird im Vergleich zu den Tieren spät geschlechtsreif. Kurz gesagt: Der Mensch wird in puncto natürlicher Ausstattung mit Sinnen und Körpermerkmalen von den meisten der anderen Bewohner der Erde, die sich an ihre jeweiligen Lebensräume viel stärker angepasst haben, meist weit übertroffen. Der Mensch besitzt zudem im Vergleich zu den Tieren **wenig Instinkte**.²⁵ Er sieht sich einer vielfältigen Reiz- und Eindrucksoffenheit ausgesetzt, da die Sinneseindrücke keine angeborene Signalfunktion für ihn ausüben. Aus der Situationswahrnehmung und Affektregung erfolgt nicht sogleich Handlungsvollzug. Der Mensch unterliegt mithin einer fast ständigen »Reizüberflutung«, einer Fülle von für ihn wichtigen und weniger wichtigen Informationen, die er irgendwie zu bewältigen hat.²⁶

(8) Das »organische Mängelwesen« Mensch braucht Halt, und den findet es in **Institutionen**, in Normen und Regelsystemen, die Interaktionen und ganze Komplexe von Handlungen regeln.²⁷ Institutionen haben für das Individuum eine **entlastende Funktion**, denn sie entheben es vieler Entscheidungen und sind ihm Wegweiser durch die Fülle von Eindrücken und Reizen. Gehlen schreibt: »Die allen Institutionen wesenseigene Entlastungsfunktion von der subjektiven Motivation und von dauernden Improvisationen fallweise zu vertretender Entschlüsse ist eine der großartigsten Kultureigenschaften, denn diese Stabilisierung geht ... bis in das Herz unserer geistigen Positionen.«²⁸ Institutionen lenken das Verhalten in produktive Bahnen, indem sie zwischenmenschliche Beziehungen ordnen. Sie aktivieren zu gewissen Verhaltensweisen und sie beschränken andererseits unseren Verhaltensspielraum. Aktivierung und Beschränkung stehen in einem engen Zusammenhang.²⁹ Erst die Beschränkung von

Verhalten stabilisiert Verhaltenserwartungen der Akteure untereinander und macht Handeln im sozialen Raum möglich, erlaubt riskante Verhaltensstrategien. Nur wer unterstellt, dass andere Menschen sich an die Straßenverkehrsregeln halten, kann sorglos eine enge Einbahnstraße nutzen oder bei »grün« einen Verkehrsweg überqueren. Nur wer weiß, dass es ein letztes »soziales Auffangnetz« gibt, kann seine verfügbaren Ressourcen unternehmerisch einsetzen, weil er beim Scheitern auf Unterstützungsmaßnahmen rechnen kann.

(9) Eine der wichtigsten institutionellen Vorkehrungen in jeder Gesellschaft ist **Moral**, d.h. der Bestand an faktisch herrschenden Werten und Normen in einer Gruppe oder Gesellschaft.³⁰ Es ist eine anthropologische Tatsache, dass der Mensch immer mit moralischen Normen gelebt hat bzw. lebt. Er allein ist ein moralisches Tier. Moral ist also etwas spezifisch Menschliches und bei allen Angehörigen des *Homo sapiens* verbreitet.³¹ Moral muss demgemäß mit spezifischen Vorteilen im Evolutionsprozess verbunden sein, also für die Funktionsfähigkeit einer Gruppe sorgen. Zugleich ist damit der Anknüpfungspunkt für eine neue Evolutionsstufe benannt, eine von den Menschen gestaltete **Kultur**. Dieser soziale Evolutionsprozess unterscheidet und grenzt ihn von anderen Lebewesen ab.³²

(10) Die von den Menschen beachteten Werte und Normen unterlagen im Laufe der jüngeren Entwicklungsgeschichte vielfältigen wie grundlegenden Wandlungsprozessen. Dieser Wandel lässt sich leider nur noch unvollständig nachvollziehen, weil viele Kulturen und ihr Wissen untergegangen sind. Aber schon ein flüchtiger Blick auf die letzten 2.500 Jahre zeigt eine dramatische »**Umwertung der Werte**«, dies gilt zumindest für den Bereich gesellschaftlichen Zusammenlebens, der Grundlage für alle anderen Lebensbereiche ist: die Normen und Regelsysteme für das Wirtschaften. *Werner Sombart* (1863–1941), der in seinen Forschungen den Ursprung und die Entwicklung des modernen Kapitalismus untersuchte, formuliert drastisch: »Damit der Kapitalismus sich entfalten konnte, mussten dem naturalen, dem triebhaften Menschen erst alle Knochen im Leibe gebrochen werden, musste erst ein spezifisch rational gestalteter Seelenmechanismus an die Stelle des urwüchsigen, originalen Lebens gesetzt werden, musste erst gleichsam eine Umkehrung aller Lebensbewertung und Lebensbedenkung eintreten.«³³

(11) Kurz gefasst, lässt sich der Wandel der Moral wie folgt skizzieren: Die Kleingruppenmoral war über Jahrtausende hinweg die dominierende Moral. Vormoderne Gesellschaften waren primär **werte-integriert**. Das Verhalten innerhalb überschaubarer, stabiler und relativ homogener Gruppen wurde über individuelle Moralvorstellungen und das Gewissen des Einzelnen gesteuert. Propagiert wurde eine Moral der Mäßigung, des rechten Maßes, gegründet auf die für jene Zeit durchaus zutreffende Annahme, dass vormoderne Gesellschaften Nullsummenspiele spielten.³⁴ Es waren Gesellschaften auf Subsistenzniveau, ohne nennenswertes wirtschaftliches Wachstum. Ein Einzelner konnte deshalb nur dadurch zu großem Wohlstand kommen, wenn er sich auf Kosten

anderer bereicherte.³⁵ Diese Ethik wurde auf dem Weg in die Moderne von einer Großgruppenmoral überlagert und für zentrale Problemstellungen ersetzt bzw. verdrängt. An die Stelle gemeinsamer konkreter Ziele traten abstrakte Verhaltensregeln, denn in anonymen, heterogenen Großgesellschaften muss das Verhalten wegen zunehmender Interdependenzen und Kontrollprobleme über allgemeingültige Regeln und Institutionen gesteuert werden. Es ist mithin primär **regel-integriert**.³⁶ Wettbewerb und eine sanktionsbewehrte Rahmenordnung wurden in anonymen Großgesellschaften zum »funktionellen Äquivalent« der sozialen Kontrolle in Face-to-Face-Situationen traditioneller Lebensgemeinschaften und Interaktionen.³⁷ Die Regeln homogener Gemeinschaften und heterogener Gesellschaften unterscheiden sich grundsätzlich. Die Großgruppe oder besser die große, anonyme Gesellschaft ist auf andere moralische Imperative angewiesen als die Kleingruppe bzw. die homogene Gemeinschaft mit einem gemeinsamen Wertevorrat.³⁸ Mit dem formalen Begriff Moral verbinden wir daher in der Moderne zwei »Anwendungsbereiche«, einerseits Personen und ihre Verhaltensmuster, andererseits Institutionen und soziale Strukturen.³⁹

(12) Die spannende Frage lautet daher: Worauf ist diese Entwicklung zurückzuführen? Der bekannte Nationalökonom und Nobelpreisträger *Friedrich A. von Hayek* (1899–1992) gibt im Anschluss an *David Hume* eine erklärungskräftige evolutionstheoretische Begründung für Entstehung und Entwicklung unseres Moralsystems. In seiner Theorie der Evolution von Moral unterscheidet er »drei **Quellen menschlicher Werte**«:⁴⁰

- Manche Werte sind **genetisch verankert** bzw. fixiert, basieren auf vererbten Antrieben und Verhaltensweisen, wie beim Inzesttabu, auch wenn nicht hinreichend geklärt und daher umstritten ist, in welchem Umfange dies der Fall ist.⁴¹
- Werte und Normen können zum anderen Ergebnis eines ungeplanten, evolutionär sich vollziehenden **kulturellen Evolutions-** bzw. **Siebungsprozesses** sein. Es sind traditional überkommene, in Gruppen erprobte Verhaltensregeln, die weder bewusst geplant noch vollständig verstanden sind. Hierzu ist z.B. der reziproke Altruismus zu zählen, der in allen Hochkulturen zu beobachten ist und in der Goldenen Regel »Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu« seinen trefflichen Ausdruck findet.
- Werte sind nur teilweise Produkt unseres **rationalen Denkens** und Entscheidens,⁴² also Ausdruck einer bewusst gestalteten Setzung, z.B. nach eingehendem Diskurs, wie er in Ethik-Kommissionen oder einer Demokratie gepflegt werden soll.

Die zuletzt genannte Quelle, die auf das Wirken menschlicher Vernunft abhebt, bedarf in unserem »aufgeklärten« Zeitalter wenig Erklärung. Hingegen trifft der zweite Weg der Herausbildung moralischer Normen und Regeln regelmäßig auf wenig Verständnis. Dabei ist dieser Prozess vermutlich die wichtigste Quelle unseres Moralsystems. Vergleichbar dem biologischen gibt es einen kulturellen Evolutionsprozess zur Entstehung von Werten und Normen.⁴³ Über diesen Prozess werden diejenigen Regeln anerkannt, die sich bewährt haben. Es ist der Vollzug eines spontanen Prozesses, in dem sich Kultur und Vernunft in ständiger Wechselwirkung entwickelt haben.

Institutionen sind danach zuvorderst Ergebnis eines **Selektions-** bzw. **Siebungsvorganges**, der dadurch gesteuert wird, dass einzelne Gruppen verschiedene Vorteile erlangten, indem sie unbewusst oder zufällig gewisse im Nachhinein als vorteilhaft erkennbare Praktiken übernommen haben.⁴⁴ In der Entwicklung von Gruppen und Gesellschaften setzten sich diejenigen durch, die über ein »überlegenes« Moralsystem verfügen. So wie manche elementare Werkzeuge der Zivilisation wie Sprache und Geld sind viele moralische Regeln **spontan entstanden** und nicht Ergebnis von Planung. Es sind unbeabsichtigte Konsequenzen, die aus absichtsvollen Handlungen von Individuen aus Interaktionsprozessen entstehen. Ein besonders wichtiges Beispiel dafür ist die Herausbildung einer freiheitlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.⁴⁵ Der Mensch hat sich zunächst nicht in Freiheit entwickelt.⁴⁶ Als Mitglied einer kleinen Horde, zu der er halten musste, um zu überleben, war er ursprünglich alles andere als frei. Eine Fülle von Verhaltensvorschriften legte ihm enge Fesseln an. Die Duldung des Tauschhandels mit anderen Gruppen, die Anerkennung des Anspruchs auf Privateigentum, besonders auf ein eigenes Stück Land, das Geldverleihen gegen Zins, all dies war zunächst ein Verstoß gegen die jeweils herrschenden Moralregeln der kleinen Gruppe. Wer aus diesem Moralkodex ausbrach, der führte die neuen Praktiken gewiss nicht deshalb ein, weil er erkannte, dass diese der Gemeinschaft nützlich waren, sondern vermutlich deshalb, weil es für ihn selbst vorteilhaft war⁴⁷ und sich dann auch für die Gruppe, in der sie Geltung erlangten, als vorteilhaft erwies. Die kulturelle Evolution führte so zur Entwicklung von abstrakten Regeln, die nicht mehr bestimmte Handlungen vorschrieben, sondern dem Schutz des Einzelnen vor den Zwängen der Gruppe dienten. Damit war der Übergang zu Marktwirtschaft, Rechtsstaat und zur Großgesellschaft möglich geworden.

Es ist demgemäß nicht, jedenfalls nicht primär, die planende Vernunft, die Werte hervorbringt, sondern es ist oft die zufällige Entdeckung neuer Verhaltensmuster, die sich im **kulturellen Evolutionsprozess** als erfolgreich erweist und deshalb tradiert wird. *Von Hayek* schreibt: »Wir wissen nicht mehr, als dass die endgültige Entscheidung über Gut und Böse nicht durch individuelle menschliche Weisheit fallen wird, sondern durch Untergang der Gruppen, die die ›falschen‹ Ansichten hatten. In der Verfolgung der jeweiligen Ziele des Menschen muss sich die Bewährung all der Erfindungen der Zivilisation erweisen: die unzweckmäßigen werden fallen gelassen und die zweckmäßigen werden beibehalten.«⁴⁸

Zwischen biologischer und kultureller Evolution bestehen manche Analogien. **Ein wichtiger Unterschied** verdient hervorgehoben zu werden. Der genetische Selektionsprozess hat einen sehr viel längeren Zeitraum in der Entwicklungsgeschichte der Erde beansprucht, doch die soziale Fortentwicklung von Regeln und Verhaltensweisen läuft sehr viel schneller ab und drängte die genetische Evolution zunehmend in den Hintergrund. Bei der kulturellen Evolution kann erworbenes Wissen an nachfolgende Generationen weitergegeben werden. Zudem kann jede Gruppe von fremden Traditionen lernen. Ist das Wirkungsprinzip bei beiden Evolutionsprozessen auch dasselbe, funktioniert der innere Motor der Selektion jedoch mit recht unterschiedlichen Antrieben und Geschwindigkeit.⁴⁹

(13) Die Geschichte der Zivilisation lässt sich aus dieser Perspektive als Geschichte des Aufstiegs von einem »tierähnlichen« Zustand zur zivilisierten Gesellschaft beschreiben.⁵⁰ Dennoch wäre es fragwürdig zu glauben, unsere eigene Zivilisation sei im Vergleich zu Wildbeuterguppen der Steinzeit »höher« entwickelt.⁵¹ Oder anders formuliert: Die Behauptung, der kulturelle Selektionsprozess habe die Menschen kontinuierlich zu höheren Weisen ihres Daseins geführt, so dass man von **sozialem** oder **kulturellem Fortschritt** reden könne, steht auf wackeligem Fundament. Dieser Auffassung, so sehr sie aus dem neuzeitlichen Denken heraus verständlich ist,⁵² wird man auf verschiedenen Ebenen entgegentreten müssen:

- Der Erkenntnisfortschritt der letzten Jahrhunderte in den Naturwissenschaften hat eindrucksvoll gezeigt, dass die »Geburt« des Menschen nicht das zentrale weltgeschichtliche Ereignis war. Der Mensch ist eher ein Zufallsprodukt der Evolution, »ein insgesamt bedeutungsloses Atom«.⁵³ Daher ist es auch höchst ungewiss, ob die Gattung Mensch überhaupt überleben wird. Die Annahme eines selektiven Evolutionsprozesses hat jedenfalls nichts mit dem Glauben an Entwicklungsgesetze und unabänderliche Fortschritte zu tun. Dies erhellt schon die Tatsache, dass die Ergebnisse der biologischen wie kulturellen Evolution immer auch von nicht vorhersehbaren Umständen abhängig sind.
- Wenn man eine weniger grundsätzliche Perspektive wählt, fällt auf, dass wir, wenn überhaupt, von Fortschritt allenfalls aus einer »anthropozentrischen Weltsicht« sprechen könnten.⁵⁴ In dieser Sicht hat die nichtmenschliche Welt keinen Eigenwert, sie ist dabei nichts anderes als Ressource für uns. Anderenfalls könnten wir die »Ausbeutung der natürlichen Mitwelt« und die notorische Unfähigkeit des Menschen, sich in Naturzusammenhänge einzufügen, kaum ignorieren.⁵⁵ Positiv gewendet: Fortschritt im Sinne von mehr Konsum, mehr Ressourcennutzung und damit der Ausdifferenzierung von Moral war in vielen Fällen nur auf Kosten der Natur möglich. Diese Engführung in der Fortschrittperspektive ist spätestens seit der sich anbahnenden Klimakatastrophe brüchig geworden.⁵⁶
- Fortschrittsgläubigkeit, ein eher junges Phänomen, ist schließlich auch bei einer rein utilitaristischen oder nutzenorientierten Sichtweise fragwürdig, denn zwischen Wohlstand und Wohlbefinden besteht kein signifikanter Zusammenhang. In den entwickelten westlichen Ländern gibt es verglichen mit den Jägern und Sammlern vor 15.000 Jahren eine bessere medizinische Versorgung, eine höhere Lebenserwartung und manche materielle Errungenschaften vom Auto bis zum Mobiltelefon. Doch die Segnungen der Zivilisation sind ambivalent, wir können weniger auf die Stabilität und das Funktionieren kleiner Gruppen bauen, weniger auf die Solidarität von Freunden oder Familie in Krisen zählen, etc.⁵⁷ Ein Wohlstandszuwachs, gemessen mittels des Bruttoinlandsprodukts (= BIP) pro Kopf, muss jedenfalls das Wohlbefinden oder die Lebenszufriedenheit nicht verbessern, weil zwischen objektiven Lebensbedingungen einerseits und Wohlbefinden oder Zufriedenheit mit der Lebenssituation andererseits nur ein lockerer Zusammenhang besteht.⁵⁸

(14) Anzuerkennen gilt es hingegen, dass die Evolution zur Ausdifferenzierung, zu höherer Komplexität geführt hat. Dies gilt für die biologische wie die kulturelle Evolution und damit auch für die Ausdifferenzierung im Bereich von Moral und Ethik.⁵⁹ Idealtypisch können vier **Entwicklungsstufen** unterschieden werden:

- Ein erster bedeutender Schritt wird in der Antike vollzogen. Er ist mit dem Namen des griechischen Philosophen **Aristoteles** (384–322 v. Chr.) verbunden. Ausgelöst wird er dadurch, dass das reflektierende Individuum ein göttlich sanktioniertes Ethos nicht mehr als ausreichende Legitimationsquelle ansieht. Damit ist die **Ethik** als philosophische Disziplin **geboren**. Sie fragt nach der vernünftigen, der allgemein einsichtigen Legitimation menschlichen Verhaltens.⁶⁰ Ein Teilaspekt dieser Ethik ist die **Ökonomik**. Sie spielt eine instrumentelle Rolle für das gute Leben wie für das gerechte Zusammenleben der Menschen.⁶¹ Als eigenständiger Gegenstand abstrakter analytischer oder politischer Überlegungen wurde »die Wirtschaft« hingegen nicht wahrgenommen.⁶²
- Auch über viele weitere Jahrhunderte hinweg gab es noch keine **Ökonomik** als wissenschaftliche Disziplin, sondern Theologen und Philosophen nahmen im Rahmen theologischer Gesamtdarstellungen zu wirtschaftlichen Einzelfragen Stellung.⁶³ Diese Beiträge waren nicht erklärend-analytischer, sondern ethisch-normativer Natur. Eine erklärende ökonomische Theorie wurde nicht angestrebt. Ökonomische und ethische Fragen wurden vielmehr wie selbstverständlich zusammen behandelt; erst mit **Adam Smith** (1723–1790) emanzipierte sich die **Ökonomik** als **eigenständige Disziplin** aus der Moralphilosophie. Mit seinem Hauptwerk »The Wealth of Nations« entfaltete **Smith** 1776 die theoretischen Grundlagen eines marktwirtschaftlichen Systems.⁶⁴ Nun gibt es zwar neben der Ethik eine eigenständige Disziplin **Ökonomik**, aber auch hinter **Smiths** liberaler **Ökonomik** steht ganz die moralphilosophische Absicht.⁶⁵
- Die Wirtschaftswissenschaften erlebten in der Folgezeit einen Aufschwung, und der Erkenntnisfortschritt wurde unter dem Verdikt des von **Max Weber** (1864–1920) formulierten Werturteilsfreiheitspostulats befördert. Die **Ökonomik** entwickelte sich zu einer empirischen Wissenschaft. Nach vorherrschendem Wissenschaftsverständnis hat sie die Aufgabe, das Wirtschaftsgeschehen zu beschreiben und zu erklären, letztlich wahre Aussagen über die Realität zu gewinnen. Sie verstand sich dabei als (weitgehend) »wertfreie«, objektive Wissenschaft, als »reine **Ökonomik**«. Eine Vermischung von Tatsachen und Kausalitäten einerseits und Wertungen und Meinungen andererseits wurde für den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt als hinderlich angesehen. Daher praktizierte man fortan zwischen **Ökonomik** und **Ethik** strikte **Arbeitsteilung**. Normative Fragen wurden der Ethik als Teildisziplin der Philosophie überantwortet. Ethik und **Ökonomik** wurden in getrennten Fakultäten kultiviert, man hatte sich buchstäblich nicht viel zu sagen.⁶⁶
- Indes widerspricht diese gedankliche Trennung der praktischen Einheit des Handelns. Praktische Probleme, die von den Menschen als zusammengehörig empfunden werden, müssen in der Wissenschaft integriert erörtert werden. Hier liegt der

systematische Bezugspunkt für die Neuformulierung einer Wirtschaftsethik. Sie versteht sich nicht als Regional- oder Bereichsethik in dem Sinne, dass sie die in der allgemeinen Ethik als übergeordneter Disziplin entwickelten Prinzipien und Imperative auf den Lebensbereich Wirtschaft überträgt. Vielmehr sind die in der Ökonomik analysierten Wirkungen über Handlungsweisen und Institutionen bei rational handelnden Individuen Ausgangspunkt für die Grundlegung einer **eigenständigen Disziplin Wirtschaftsethik**.⁶⁷ Sie muss, will sie ernsthaft am wissenschaftlichen Diskurs teilnehmen, von der grundlegenden Prämisse aus formuliert werden, dass die Menschen zwar nicht in jeden Einzelfalle, wohl aber systematisch und auf Dauer moralische Regeln nur dann akzeptieren, wenn dies für sie individuelle Vorteile erbringt.⁶⁸

Die vorgestellten Entwicklungsstufen der Wirtschaftsethik stimmen nicht mit den unterschiedenen Epochen wirtschaftsethischen Denkens überein, denn in der Epochengliederung müssen sich gleichsam auch Quellen, Zuflüsse und Seitenarme wiederfinden. Sie sollen schließlich auch nicht als »Fortschritt« missverstanden werden. Ob es einen solchen Fortschritt in der Wirtschaftsethik gibt, darüber ließe sich streiten. Eher gilt, ökonomische Analyse und Wirtschaftsethik suchen neue Antworten auf eine veränderte Wirklichkeit.